

Tagungsbericht zum Symposion

**„LÄNDLICHE KULTURFORMEN -
EIN PHÄNOMEN IN DER STADT“**

**21. - 22. Mai 1993
in Graz**

Veranstalter:
Steirisches Volksliedwerk
Österreichisches Volksliedwerk
Kulturamt der Stadt Graz

mit Unterstützung des Bundesministeriums für
Wissenschaft und Forschung

Leitung: Hermann Härtel

Herausgegeben vom Steirischen Volksliedwerk
beim Amt der Steiermärkischen Landesregierung

Redaktion: Helga Schnur

Für den Inhalt verantwortlich: Hermann Härtel
Alle: 8010 Graz, Karmeliterplatz 2

Hergestellt mit Unterstützung
des Kulturamtes der Stadt Graz
der Steiermärkischen Sparkasse
und der Steiermärkischen Landesregierung

Herstellung: Weishaupt-Verlag, Graz 1994

INHALTSVERZEICHNIS

•	Tagungsprogramm	6
•	Begrüßung durch Frau Dr. Gundl Holaubek-Lawatsch	7
•	Eröffnung durch Stadtrat D.I. Helmut Strobl	8
•	<i>Dr. Alexander Dill</i> Die Region in der Polis - zur Geschichte und Vision der Vielfalt in der Einheit	10
•	<i>emer. o. Prof. Walter Deutsch</i> MUSICA RUSTICA IN URBE – Eine Begegnung besonderer Art	16
•	<i>Dr. Rudolf Pietsch</i> Der Stammtisch in einem Wiener Wirtshaus als musikalische Heimat	25
•	<i>Julijan Strajnar</i> Ein Beispiel ländlicher Instrumentalmusik der Stadt	36
•	<i>Wolfgang Mayer</i> Die Begegnung von Stadt und Land bei den Münchner „Volkssängern“	40
•	<i>Prof. Dr. Oskár Elschek</i> Die Integration der Volksmusik in der städtischen Unterhaltungsmusik	52
•	<i>Mag. Maria Walcher</i> „Wann auf d' Älm i geh im feschen Steirergwänd...“ Von der wienerischen Sehnsucht nach der ländlichen Idylle	62
•	<i>Dr. Johannes Moser</i> Die Veränderung der Wahrnehmung Die Entwicklung einer Siedlung zu einem Leitbild ländlichen Wohnens in der Stadt	72
•	<i>Dr. Alica Elschekova</i> Regionale Volksmusikaktivitäten im städtischen Bereich der Slowakei	85
•	<i>Franz Grieshofer</i> Heimat im Verein Die Gebirgs-, Trachtenerhaltungs- und Schuhplattlervereine als städtisches Phänomen	102

Die Veränderung der Wahrnehmung

Die Entwicklung einer Siedlung zu einem Leitbild ländlichen Wohnens in der Stadt

Dr. Johannes Moser

.....

Johannes Moser, geb. 26. November 1958.

Studium der Volkskunde an der Uni Graz (Mag. phil. 1987). Anschließend Doktoratsstudium (Dr. phil. 1993).

1990 - 1992 Postgraduiertenstudium der Soziologie am Institut für Höhere Studien in Wien.

Seit 1990 Lektor am Institut für Sozialforschung in Graz.

Forschungsschwerpunkte: Arbeit und Arbeitslosigkeit, Interaktion und Identität, Stadtteilforschung - Urban Anthropologie etc.

„Ländliche Kulturformen - Ein Phänomen in der Stadt“ lautet der Titel dieser Tagung, in deren Rahmen ich nun über die Veränderung der Wahrnehmung einer städtischen Siedlung referiere. „Ländliche Kulturformen“ in der Stadt sind für einen Volkskundler ein brennend heißes Thema, wird doch im „landläufigen“ Sinn noch immer alles, was um die Begriffe „ländlich“ oder „agrarisches“ kreist, als Hauptbetätigungsfeld der Volkskunde verstanden. An dieser Einschätzung vermochte auch der Wandel im Selbstverständnis des Faches nichts zu ändern. Daran sind sogar maßgebliche Vertreter des Faches nicht unbeteiligt, die an der Konstruktion dieses Bildes noch zu einem Zeit-

punkt mitgewirkt haben, als bereits klar war, daß die „Stadt“ mehr und andere kulturelle Phänomene in sich birgt, als die Erforschung ländlicher Kulturformen impliziert.

Diese Tatsache bewirkt zweierlei. Zum einen wird übersehen, in welchem großem Ausmaß die Stadt - gerade jenseits der Hochkunst und der elitären Kultur - eigene Kulturformen bedingt, wie dies schon von den bedeutenden amerikanischen Urbananthropologen rund um Robert Ezra Park erkannt und erforscht wurde (vgl. Lindner 1990). Zum anderen werden in mißverständlicher Weise häufig grundsätzliche Verhaltensschemata der Menschen - z.B. diverse Formen der Gemeinschaftsbildung - zu ländlichen Phänomenen stilisiert. So handeln denn auch einige Vorträge dieses Symposiums - unter anderem meiner - weniger von ländlichen, sondern vielmehr von städtischen Phänomenen, genauer gesagt von der sozialen Konstruktion ländlicher Lebensweise. Dies gilt beispielsweise für die Rezeption ländlicher Musikformen in der Stadt, für die Tätigkeiten verschiedener Vereine oder auch die Sehnsucht nach einer „ländlichen Idylle“. So gesehen zweifle ich daran, daß nur die Zuwanderer ihre Kommunikations- und Lebensformen in die Stadt mitbringen - wie dies in der Vorschau zu dieser Veranstaltung angedeutet wurde -, sondern denke, daß umgekehrt auch im städtischen Bereich ein Bild von „ländlicher Kultur“ geprägt wird, das seinerseits auf die ländliche Bevölkerung zurückwirkt. Ländliche Kulturformen in der Stadt sind demnach zum Großteil - so meine Behauptung - soziale Konstrukte, die von einer städtischen Öffentlichkeit entworfen werden.

Dies wird am Beispiel einer städtischen Siedlung deutlich, die ich in den letzten Monaten für das Stadtplanungsamt Graz untersuchte. Die Siedlung befindet sich im Besitz der Stadt Graz und ist unter anderem deswegen so interessant, da von politischer Seite ein Abriß geplant war, um vermeintlich qualitativ höher-

wertige Wohnbauten zu errichten. Allerdings regte sich massiver Widerstand - vor allem von den Bewohnern -, der schließlich dazu führte, diese Pläne zumindest auf längere Zeit aufzugeben. Mittlerweile hat überdies das Bundesdenkmalamt bekanntgegeben, daß diese Siedlung unter Denkmalschutz gestellt wird. Die Daten für meine Studie bestehen aus Archivmaterial, einer Fragebogenuntersuchung und qualitativen Interviews.

Die sogenannte „Kienzl-Siedlung“ liegt in Wetzelsdorf, einem Randbezirk von Graz, der erst 1938 - nach dem „Anschluß“ Österreichs an das deutsche Reich - in die Stadt der Volkszählung, wie Graz ob seiner zweifelhaften Verdienste genannt worden ist, eingemeindet wurde. Die Siedlung selbst wurde 1942 im Rahmen eines Sonderprogrammes errichtet und wies all jene Schwächen auf, die aus der Knappheit der für eine solide Bauweise benötigten Ressourcen resultierten. Dennoch handelte es sich nicht um Behelfswohnheime für Bombengeschädigte, wie dies später von verschiedenen Seiten vermutet wurde. Der Beschluß zum Bau von Behelfsheimen erfolgte nämlich erst 1943, als die Kienzl-Siedlung bereits fertiggestellt war (vgl. Harlander/Fehl 1986, S.69; Recker 1978, S.131). Die Kienzl-Siedlung dürfte zwar nicht als Dauerlösung, aber doch für einen längeren Zeitraum konzipiert gewesen sein, denn der soziale Wohnbau in Graz war zwischen 1939 und 1945 praktisch zum Erliegen gekommen (vgl. Lackner 1984, S.145-179).

Aufgrund der Materialsituation und der Knappheit der finanziellen Mittel mußten die nationalsozialistischen Planer von einigen ihrer grundlegenden Ideen den Wohnbau betreffend abgehen. Grundsätzlich bevorzugten die Nationalsozialisten ein Kleinhaus mit Garten für die Familie, Erdnähe und gesunde Wohnungen mit Licht, Luft und Sonne für einen gesunden Nachwuchs sowie einfachste Formgebung unter Einpassung in das Orts- und Landschaftsbild bzw. die regionale Bautradition (Walz 1979,

S.36; Straub 1932, S.38; Maier 1992, S.148; Peltz-Dreckmann 1978, S.102). Darüber hinaus sollte durch die Bewahrung und Pflege handwerklicher Traditionen die mittelständische Wirtschaft gefördert werden. Doch die Wirklichkeit sah anders aus, weil bereits nach 1933 der Weg der Typisierung und Standardisierung eingeschlagen wurde. Mit Fortdauer der wirtschaftlichen Probleme und insbesondere mit der Kriegswirtschaft sank die Qualität der wenigen erbauten Siedlungen und Wohnhäuser weiter. Schließlich gingen sogar die nationalsozialistischen Architekten daran, Mehrfamilienhäuser zu entwerfen, für die auch Serienelemente verwendet werden sollten (vgl. Teut 1967, S.250ff.).

Die Kienzl-Siedlung ist ein Produkt dieser Kriegs- und Krisenzeit. Sie besteht aus 30 Holzhäusern mit einer Länge von 16,4 m, einer Breite von 7,7 m und einer Dachsaumhöhe von 3,5 m. Die Bauten erstrecken sich auf einer Fläche von ungefähr 32.000 m² (Abb. 1-3), sind zur Hälfte unterkellert und enthalten vier Wohneinheiten; der Keller beherbergt Parteienabteile, eine Waschküche und eine Faßkammer (Abb.4). In der ursprünglichen Konzeption befanden sich im Erdgeschoß zwei größere Wohneinheiten mit ca. 58 m² bzw. 36 m², im Dachgeschoß lagen zwei Einzimmerwohnungen mit je 19,4 m² Fläche. Die beiden Klosetts, die von allen vier Parteien benutzt wurden, waren im Erdgeschoß (Abb. 5-6). Die Häuser verfügten über einen Wasseranschluß; die Schmutz- und Regenwässer wurden durch Sickergruben beseitigt, die Fäkalien mittels Tonnensystem entsorgt. Die Holzteile der Bauten wurden in Fertigteilbauweise mit Holztafelelementen errichtet.

Ich möchte nun auf drei wesentliche Bereiche eingehen, die für die Spezifik der Situation in dieser Siedlung von Bedeutung sind: erstens die Qualität der Wohnungen und Häuser, zweitens die große Bedeutung der Außenraumgestaltung und -nutzung sowie drittens die so-

zialen Beziehungen. Abschließend werde ich die Veränderung der Wahrnehmung dieser Siedlung skizzieren.

Wie bereits erwähnt, hatten die Häuser zum Zeitpunkt der Fertigstellung 1943 aufgrund der Materialknappheit keinen hohen Standard. Die Bewohner dürften die Wohnungen bereits in der NS-Zeit nach sozialen Kriterien zugewiesen bekommen haben. Inwieweit die Zugehörigkeit zur NSDAP eine Rolle spielte, läßt sich nicht mehr eruieren. Andere Studien belegen, daß die Nationalsozialisten gewöhnlich „nur grundsätzlich alle ehrbaren, minderbemittelten Volksgenossen, und zwar vornehmlich Arbeiter und Angestellte, die ebenso wie ihre Ehefrauen deutschen und artverwandten Blutes, politisch zuverlässig und erbgesund sind“, als Bewohner zuließen (Maier 1992, S.113). Von den Befragten bei den qualitativen Interviews war nur eine Frau bereits 1943 in die Siedlung gezogen. Sie antwortete auf die Frage, ob sie damals ein Parteibuch benötigt habe: *Nein, damals nicht. Ich bin erst nachher zur Partei gegangen. Mit „nachher“ meinte sie allerdings 1985, als sie der SPÖ beitrug, weil sie mit einer Nachbarin im Haus Schwierigkeiten hatte.*

Beim Einziehen beseitigten die Bewohner z.T. noch den Bauschutt, den die Arbeiter zurückgelassen hatten. Zwei Informanten erzählten darüber hinaus, die Wohnungen seien komplett „verwanzt“ gewesen und mußten erst von dem Ungeziefer befreit werden. Das größte Problem lag aber darin, daß die Holzelemente ziemlich undicht waren, was eine schlechte Wärme- und Lärmisolierung zur Folge hatte. Die ersten Jahre nach dem Krieg gaben sich die Menschen noch mit diesen Zuständen zufrieden, aber mit dem wirtschaftlichen Aufschwung gingen die Bewohnerinnen und Bewohner sukzessive daran, ihre Wohnsituation zu verbessern.

Ursprünglich existierten in dieser Siedlung 120 Wohneinheiten, allerdings reduzierte sich

diese Zahl im Laufe der Zeit durch Wohnungszusammenlegungen auf 104 Einheiten, von denen zur Zeit der Befragung, im Februar 1993, 96 belegt waren. Zur Bauzeit wiesen alle Wohnungen - nach heutigen Standards - die Kategorie D auf. An den heutigen Standards kann man erkennen, wieviel die Bewohnerinnen und Bewohner in die Verbesserung ihrer Situation investiert haben. Dazu muß allerdings erwähnt werden, daß in einigen Gebäuden Duschen und WC's von der Liegenschaftsverwaltung eingebaut wurden, dies jedoch ursprünglich von den Bewohnern initiiert und auch von ihnen bezahlt.

Heute gehören nur mehr 25% der Wohnungen der Kategorie D an, wobei es sich fast ausschließlich um jene Zimmer im Dachgeschoß handelt, die von der offiziellen Einbauwelle der Liegenschaftsverwaltung nicht erfaßt worden waren. Dort wäre der Einbau von Duschen und WC's im nachhinein ziemlich aufwendig, noch dazu werden diese Zimmer häufig von sozial minderbemittelten Personen bewohnt, die sich die Investition nicht leisten könnten. 13% der Wohnungen haben die Kategorie C (Bad oder WC in der Wohnung), 54% die Kategorie B und 8% sogar die Kategorie A. Wenn man diese Zahlen damit vergleicht, daß vor einigen Jahren in Tageszeitungen lanciert wurde, es handle sich um eine Barackensiedlung mit der Kategorie D, kann der Zorn der dortigen Bewohner verstanden werden. Aber es wurde nicht nur in eine Verbesserung der Wohnkategorie investiert; darüber hinaus erneuerten 77% der Befragten die Elektroinstallationen, je 70% verlegten neue Böden und bauten neue Türen ein, 53% verbesserten die Wärmedämmung, 45% bauten die Küche um und 41% neue Fenster ein. Weiters gibt es in vielen Wohnungen Holzdecken und sonstige Verbesserungen, die die Befragten oft gar nicht nannten, weil es für sie selbstverständlich ist. Die Menschen in der Kienzl-Siedlung haben jedoch nicht nur ihre Wohnungen verbessert, sondern sich auch immer wieder der Häuser angenom-

men, weil sich die zuständige Magistratsverwaltung nach ihrer Meinung zu wenig darum gekümmert hat. So wurden die Holzteile gestrichen, die Sockel der Häuser verputzt, in den Vorräumen Böden verlegt und sonstige notwendige Reparaturen vorgenommen. Nur bei Schäden am Dach oder der Kamine wurde die Liegenschaftsverwaltung angerufen, um dies reparieren zu lassen. Dementsprechend warfen auch 63% der Befragten der Stadt Graz vor, ihre Aufgabe hinsichtlich dieser Siedlung nur unzureichend oder schlecht zu erfüllen. Vor allem die notwendigen Reparaturen und Sanierungen sollten unverzüglich in Angriff genommen werden, meinten 80% der Befragten. Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum sich so heftiger Widerstand gegen die Abrißpläne etablierte. Während nämlich die Gemeinde nach der Meinung der Befragten ziemlich untätig blieb, hatten sie sich selbst ständig darum bemüht, ihre Wohnsituation zu verbessern. Sie hatten sich, um mit der Kulturanthropologin Ina-Maria Greverus zu sprechen, ihren Raum aktiv angeeignet, ihn gestaltet und sich in ihm eingerichtet - das heißt zur Heimat gemacht, was wiederum Identität stiftet (Greverus 1979, S.28). Als dann von offizieller Seite die pauschale Charakterisierung als Substandardsiedlung folgte, die aus dem Stadtbild verschwinden soll, mußte es zur Gegenwehr kommen, weil das Selbstbild der Bewohner massiv angegriffen wurde.

Ich möchte an dieser Stelle zum zweiten Schwerpunkt meiner Ausführungen, der Außenraumgestaltung, übergehen. Der Architekturhistoriker Friedrich Achleitner vermerkt in seinem Buch über die Architektur in der Steiermark zur Kienzl-Siedlung, die Wohnbauten gehörten „natürlich in die Kategorie von Substandardwohnungen. ... Dennoch wird der Besucher dieser Siedlung von den Freiraumqualitäten überrascht sein, von den Beziehungen der Häuser zu den Gärten und dem Grad der Freiraumnutzung durch die Bewohner“ (Achleitner 1983). Damit ist genau jener Punkt ange-

sprochen, der das Wohnen für alle Befragten dort besonders auszeichnet. 84% meiner Interviewpartner nannten bei der Frage nach den größten Vorteilen der Siedlung spontan die Grünanlagen und Gärten. Eine Frau beklagte geradezu das Positive am Garten: *Das war ja genau dieser verdammte Garten, der uns immer hier bleiben hat lassen.*

Die großzügige Bereitstellung von Grünanlagen und Gärten hängt mit der ursprünglichen Konzeption der Siedlung zusammen, die neben dem gesunden Wohnen auch eine größtmögliche Selbstversorgung der Familie gewährleisten sollte. Dies wurde und wird von den Bewohnern bis heute genutzt, auch wenn der Aspekt der Selbstversorgung ziemlich in den Hintergrund getreten ist. 65% der befragten Personen nutzten oder nutzten den Garten unter anderem als Gemüsegarten. Unter den 35%, die das nicht tun, finden sich vor allem jüngere Mieter und solche, die keinen Anteil am Garten haben. Denn bei der inoffiziellen Aufteilung des Gartenspielen offensichtlich angestammte Rechte eine wichtige Rolle, obwohl er de jure allen Mietern zur Benützung freisteht. Eine Bewohnerin beschwerte sich deswegen bei mir, indem sie über einen Mitbewohner berichtete: *Er läßt niemanden rein in den Garten, der frißt mich eher.* Die Nichtteilhabe an diesem gemeinsamen Gut kann also gerade dort, wo es so großzügig vorhanden ist, zu größeren Frustrationen führen.

Heute ist die Gartennutzung vor allem für die Freizeitgestaltung von Interesse. Bei entsprechender Witterung kann dort gegessen oder gespielt werden, manchmal lädt man Nachbarn oder Freunde zum Grillen oder zum Kartenspielen ein. Über den engeren Rahmen der Freiraumnutzung des Gartens rund um das eigene Haus gibt es aber noch die Nutzung des ganzen Areals. Mütter spazieren mit ihren Kindern durch die an den Randteilen kaum befahrene Siedlung, treffen sich mit anderen Leuten und unterhalten sich. Für die Kinder ist der Frei-

raum ein regelrechtes El Dorado; abgesehen von der die Siedlung teilenden Straße, die zum Raiffeisenhof führt und relativ stark frequentiert ist, können sie sich ziemlich frei bewegen: Radfahren, Ballspielen oder die Gegend erkunden. Die Eltern betonten, sie könnten hier ihre Kinder ruhigen Gewissens unbeaufsichtigt ins Freie lassen, solange sie ihnen einschärfen, daß sie die Siedlung nicht in Richtung Straßgängerstraße verlassen dürfen. Damit ist in dieser Wohngegend außer Kraft gesetzt, was einige Wissenschaftler die „Verhäuslichung von Kindheit im 20. Jahrhundert“ genannt haben. Sie stellten fest, daß spätestens ab den 60er Jahren „die nachgeholte Modernisierung der Alltagskultur Westeuropas die Kinder im Zuge von Stadtanierungen und Massenmotorisierung von den Quartierstraßen“ vertrieben habe (Behnken et al. 1988, S.45). Gerade die drei von mir befragten ehemaligen Bewohner der Kienzl-Siedlung bedauerten, daß sie ihren Kindern keinen solchen Auslauf gestatten könnten, wie dies in der Kienzl-Siedlung möglich sei und wie sie das in ihrer Kindheit genossen hätten.

Als dritten Bereich möchte ich die sozialen Beziehungen innerhalb der Kienzl-Siedlung bzw. zwischen der Siedlung und ihrem Umfeld vorstellen. Die Wohnungen in der Kienzl-Siedlung wurden seit ihrer Erbauung an sozial eher schlechtergestellte Familien und Personen vergeben. Dies wird auch deutlich, wenn man die Ausbildungs- und Berufsstruktur der von mir befragten Personen betrachtet. 49% verfügen über einen Pflichtschulabschluß, 41% über Pflichtschule und Lehre, 8% besuchten eine berufsbildende mittlere Schule und 2% hatten Maturaabschluss. Bei den Berufen dominieren mit 42% die Pensionisten, wobei diese fast ausschließlich Arbeiter und Arbeiterinnen waren; jeweils 13% sind Hausfrauen, Angestellte oder dem Dienstleistungssektor zuzuordnen, 11% sind Arbeiter und 5% arbeitslos.

Da die Wohnungen relativ klein sind, spielt sich vor allem in der wärmeren Jahreszeit ein

Großteil des Familienlebens im Freien ab. Daher gab und gibtes im Unterschied zu Hochhausbauten, die über weniger Grünraum verfügen, bei weitem mehr Kommunikation unter den Bewohnern. Diese zahlreichen Kontakte führten natürlich immer wieder zu kleineren Streitigkeiten, die entweder durch lärmende Kinder, betrunkene Männer oder ähnliche Konfliktstoffe verursacht wurden. Mittlerweile zeichnet sich auch in der Kienzl-Siedlung ein Modernisierungszug ab, den Richard Sennett mit „Die Tyrannei der Intimität“ umschrieben hat (Sennett 1986). Man trifft sich zwar auf der Straße oder im Freien und spricht dort miteinander, darüber hinaus halten sich die Kontakte jedoch in Grenzen. Die nachbarschaftlichen Beziehungen sind, wie auch in einer jüngeren volkskundlichen Arbeit aus Deutschland bestätigt wird, immer mehr von individuellen Wünschen und Vorstellungen geleitet (vgl. Engelhard 1986, S.258f.). Die Ergebnisse der Befragung zeigen, daß zwar nahezu alle Mitbewohnerinnen und Mitbewohner erkannt und begrüßt werden, Besuchskontakte sind aber eher spärlich. 88% der Befragten gaben an, die Kontakte mit anderen Bewohnern fänden hauptsächlich auf der Straße statt.

Das soziale Milieu in der Siedlung wird von immerhin 36% der Befragten als durchschnittlich eingestuft, 5% halten es für schlecht. Manche Befragten beschwerten sich, weil Ausländer einquartiert wurden, andere stoßen sich an einigen Sozialfällen, die z.T. an Alkoholismus leiden. So sagte eine Bewohnerin: *Sie haben viel Ruß reingegeben jetzt; Asoziale*. Dabei stehen vor allem zwei Aspekte im Vordergrund. Zum einen wird befürchtet, die Stadtverwaltung möchte die Siedlung dadurch weniger lebenswert machen und einen Abriß erleichtern. Zum anderen hegt man die Befürchtung, es könnte wegen eines betrunkenen Rauchers einmal Feuer ausbrechen, was bei diesen Holzhäusern fatale Folgen hätte. Gerade unter den Sozialfällen sind aber Personen, die sich sehr mit der Siedlung identifizieren und überall

dort, wo es notwendig ist, Hand anlegen. Es ist wohl so, wie der französische Soziologe Pierre Bourdieu festgestellt hat: *Die* wahrgenommenen Unterschiede müssen nicht objektiv sein, „und die *soziale Nachbarschaft* als Ort des *letzten Unterschieds* kann durchaus auch zugleich der Punkt der größten Spannungen sein. Die objektiv geringste Distanz im sozialen Raum kann mit der subjektiv größten Distanz zusammenfallen“ (Bourdieu 1987, S.251).

Die Bewohner der Siedlung glauben, von außen sei diese immer als „Glasscherbensiedlung“ gesehen worden, was sie besonders kränkt, weil sie ihrerseits eine eher schlechte Meinung von den Bewohnern der angrenzenden Hochhäuser haben. Ein ehemaliger Bewohner charakterisiert diese Fremdwahrnehmung der Siedlung folgendermaßen: *Es waren eben damals, wie wir aufgewachsen sind, die sozial Minderbemittelten drinnen, was vollkommen klar war. Dabei war ein gewisser Anteil an Alkoholikern oder was auch immer. Es ist halt immer abgestempelt worden als Barackensiedlung, was eigentlich nie der Fall war, was ich finde.* Eigenwahrnehmung und Fremdwahrnehmung müssen also nicht übereinstimmen, auch wenn man noch so nahe beieinanderwohnt. Denn Individuen oder Gruppen sind „objektiv nicht durch ihr Sein definiert“, „sondern auch durch das, was sie angeblich sind, also durch ein *wahrgenommenes Sein*“ (Bourdieu 1987, S.246). Die Befragten vermuten, das Bild der Siedlung sei durch die vielen Kinder geprägt worden, die in der Siedlung lebten und für entsprechenden Lärm und wohl auch Streitereien sorgten.

Die von mir befragten weggezogenen Bewohner der Kienzl-Siedlung strichen vor allem die gute Gemeinschaft in der Siedlung hervor. Die Bewohner selbst sahen das differenzierter und betonten, es wäre wohl immer so gewesen wie woanders auch. Mit manchen Nachbarn wurde gestritten, mit manchen habe man sich verstanden und mit vielen hatte man kaum zu tun. Erstaunlich ist jedoch die Tatsache, daß

jene jungen Männer, die zwischen 1960 und 1980 in der Siedlung aufwuchsen, sich heute noch regelmäßig treffen, sich gegenseitig helfen, miteinander Sport betreiben usw. Die starke Gemeinschaft in der Siedlung führte nach ihrer Meinung zu einer besonders engen Bindung, die bis heute hält.

Ich möchte nun aufbauend auf diese drei Bereiche die Veränderung der Wahrnehmung der Kienzl-Siedlung skizzieren und deren symbolische Bedeutung herausstreichen. Ein wichtiger Aspekt in diesem Zusammenhang ist die Wohnzufriedenheit der Menschen und ihre Bindung an die Wohnumgebung. 86% der Befragten gaben an, sie hätten nicht die Absicht, ihre Wohnung zu wechseln. Auf die Frage, ob es schwerfiele, von hier wegzuziehen, antworteten 67% mit sehr schwer und 25% mit ziemlich schwer, während jeweils nur 4% nicht besonders oder gar nicht schwer nannten. Im Wiener Nobelbezirk Döbling gaben vergleichsweise nur 54% an, das Wegziehen würde ihnen schwerfallen (Thum 1979, S.63).

Bei Fragen zur Wohnzufriedenheit wiesen meine Gewährsleute in der Kienzl-Siedlung ebenfalls sehr hohe Werte aus, sind sich aber durchaus auch über Mängel in der Siedlung im klaren. So erzielten Grünflächen und Architektur bei einer Skala von 1-5 Durchschnittswerte von 1,1 und 1,5, während Luft und Verkehr mit 2,3 bzw. 2,6 abschnitten. Ein ähnliches Bild ergibt sich bei Einzelaspekten zur Wohnung selbst. Hier erhielten Lichtverhältnisse und Kosten die Durchschnittswerte 1,3 bzw. 1,8, hingegen wurden die sanitäre Ausstattung und die Lärmisolation mit 2,2 und 2,4 verhältnismäßig schlecht beurteilt. Auch die folgenden Ergebnisse zeigen, wie sehr die Befragten differenzieren. Auf die Frage, ob diese Wohnung genau das Richtige für sie sei, antworteten 63% mit „stimmt“ und 25% mit „stimmt großteils“, während nur 12% „stimmt eher nicht“ oder „stimmt nicht“ angaben. Bei der Frage, ob ihre Wohnung im Vergleich zu den Wohnungen der

meisten ihrer Bekannten besser sei, ergab sich ein weit ausgeglicheneres Bild: 57% sagten „stimmt“ oder „stimmt größtenteils“, 43% waren aber „eher nicht“ oder „nicht“ dieser Meinung. Diese Angaben beweisen vor allem, daß Wohnzufriedenheit nicht einfach am formal „objektiven“ Standard der Wohnungen gemessen werden kann, der sich im übrigen ebenso nach den individuellen Bedürfnissen unterscheidet, sondern daß dabei andere Faktoren eine Rolle spielen. Dies konnte Elisabeth Katschnig-Fasch auch für andere Grazer Wohngebiete feststellen:

„Die Annahme, daß geordnete Wohnstrukturen auch Zufriedenheit schaffen - eine Annahme, auf die sich das Konzept des gesamten sozialen Wohnbaus beruft und sich damit auch zu rechtfertigen versucht -, daß also die Dimension Ordnung mit der subjektiven Bewertung der Zufriedenheit korreliert, wird hier - im Wohnen des Untersuchungsgebietes unterer sozialer Schichten - nicht bestätigt, im Ergebnis ja geradezu falsifiziert. Trotz der schlechteren äußeren Bedingungen erreichte hier die Frage nach der Wohnzufriedenheit die höchste Bewertung“ (Katschnig-Fasch 1985, S.335f.).

Daher gaben sich die Interviewten bei der Frage, ob ihnen das Wegziehen schwerfallen würde, nicht mit den vier vorgegebenen Kategorien zufrieden, sondern äußerten immer wieder Kommentare, die ich, wo es möglich war, notiert habe. So hieß es z.B.:

Wegziehen - nicht vorstellbar.

Ich ziehe nicht aus, die müßten mich mit dem ‚Kaiblstrick‘ rausziehen.

Das Wegziehen würde niemand aushalten.

Ein Mann verkehrte die Angelegenheit ins Spaßige und meinte auf die Frage, ob er wegzuziehen gedenke: *Ja, runter zum Zentralfriedhof.*

Diesen Aussagen entsprechend sollten stadtplanerische Maßnahmen noch viel mehr auf die spezifischen Bedürfnisse der Menschen eingehen. Nicht Wohnungsplanung, die lediglich auf eine Kategorisierung der Wohnungsstandards abzielt, sollte maßgeblich sein. „Die Konzentration dieses Wohnbegriffes auf ‚Dritten‘ ist heute freilich unhaltbar“, meint Elisabeth Katschnig-Fasch. „Wohnen ist in höchstem Maße von Außenbedingungen, von Bedingungen der engeren und weiteren Umwelt ... abhängig“ (Katschnig-Fasch 1984, S.242). Daher sollten sich Wissenschaftler, die an solchen Planungen beteiligt sind, auch heute davor hüten, was Robert Ezra Park schon um die Jahrhundertwende angeprangert hatte. Soziale Reformen sollten nicht mit eigenen weltanschaulichen Positionen vermischt werden, die sich gerade im Wohnbereich häufig auf die Innenperspektive beschränken. Was es zu überwinden gilt, ist jene Perspektive auf die soziale Wirklichkeit, die, erfüllt und geleitet von den eigenen Standpunkten, Realität nur voreingenommen wahrnimmt. Statt dessen können wir uns erst dann Gedanken darüber erlauben, wie Menschen leben sollten, wenn wir wissen, wie sie tatsächlich leben (Lindner 1990, S.25).

Wie die Menschen in der Kienzl-Siedlung tatsächlich leben, kann dem Blickwinkel entsprechend unterschiedlich beurteilt werden. Ein Stadtrat erkannte lauter Substandardwohnungen, obwohl er noch nie eine Wohnung dort betreten hatte. Aber selbst objektiv gleiche Verhältnisse können zu verschiedenen Zeiten unterschiedlich wahrgenommen werden. Wie zuvor ausgeführt, hatte die Siedlung lange Zeit keinen guten Ruf, und es wäre vielen recht gewesen, wenn sie aus dem Stadtbild verschwindet. Heute hat sich diese Einstellung, die auch von Bewohnern der Kienzl-Siedlung geteilt wurde, geändert. So stellte ein Befragter fest: *Früher haben die Leute schon von Glascherbensiedlung gesprochen, aber nach 10, 15 Jahren wollen sie wieder zurück.* Die Be-

wohner selbst sehen ihr Leben in der Siedlung mittlerweile als ein ländliches Relikt in einem verbetonierten städtischen Umfeld. Sie meinen unter anderem:

Wir leben wie früher am Land.

*Weil wir noch ländlich wohnen,
ist es für uns einmal alles.*

Daß es sich hier nur um die Vorstellung ländlichen Wohnens handelt, muß wohl nicht gesondert erwähnt werden. Bemerkenswert ist aber die Tatsache, wie dieses Bild auch außerhalb der Siedlung übernommen wird. Eine Unterschriftenaktion zur Erhaltung der „Kienzl-Siedlung“ war ein Riesenerfolg; und bei einer Bürgerversammlung sprachen sich viele Wetzelsdorfer, die nicht in der Siedlung wohnen, für eine Erhaltung aus, weil diese ein Kleinod und ein Wahrzeichen von Wetzelsdorf geworden sei. Immer wieder kommen Interessierte in die Siedlung und erkundigen sich, ob die Häuser zu kaufen sind.

Die Zuschreibung ländlicher Idylle hat für Bewohner und Außenstehende unterschiedliche Ursachen. Für die Bewohner dürfte gelten, daß das kollektive Gedächtnis, wie Maurice Halbwachs festgestellt hat, einem Ort soziale Bedeutung gibt (Halbwachs 1967, S.127ff.). Dies gilt insbesondere für die Kienzl-Siedlung, in der die Bewohner im Durchschnitt schon seit über 27 Jahren wohnen. Werden jene weggelassen, die erst in den letzten Jahren zugezogen sind, erhöht sich dieser Schnitt sogar auf 35,6 Jahre. Dadurch entfaltet der Raum, nach Georg Simmel, für die Erinnerung stärkere assoziative Kraft als die Zeit, weil er das sinnlich Anschaulichere ist (zit. nach Treinen 1974, S.237). Deshalb bleibt der Ort der Drehpunkt des Erinnerns, was ich auch bei meinen Interviews feststellen konnte. Für die Außenstehenden hat sich hingegen die Einstellung zur Kienzl-Siedlung aufgrund der Veränderung kultureller Werte verschoben. Symbolisierte die Kienzl-Siedlung früher Armut, Abhängigkeit vom

Garten und durch die Bauweise einen Antimodernismus, so verkörpert sie heute das kleinräumige Ideal im Grünen, mit dem Garten als Ausgleich und den Holzhäusern als Gegenpol zur versteinerten Stadt. Walter Firey hat schon 1945 herausgestrichen, „daß der Raum zu bestimmten Zeiten zum Symbol für bestimmte kulturelle Werte wird, die mit einer bestimmten Gegend assoziiert werden“ (Firey 1974, S.141). Diese Werte, das ist ebenfalls bedeutend, sind aber nicht allein aus rationalen Gründen erklärbar, sondern es werden auch symbolische oder gefühlsmäßige Komponenten herangezogen (vgl. Thum 1979, S.12). Die symbolischen Beziehungen sind soziale Konstrukte, die sich wandeln können, wie uns das Beispiel der Kienzl-Siedlung lehrt. In Zuspitzung der Realität könnte man sagen, die Siedlung sei vom Ghetto zum Idealtyp mutiert, wodurch immerhin die älteren Bewohner eine späte Rehabilitation ihrer Lebensweise erfahren. So wird über eine geänderte Wahrnehmung der Realität verwirklicht, was für die Kulturwissenschaft eine Selbstverständlichkeit ist, nämlich die eigenständige Wohnkultur von Menschen zu respektieren und sie nicht in Zwangswohnweisen zu drängen (Katschnig-Fasch 1985, S.339).

LITERATUR

ACHLEITNER, Friedrich: Österreichische Architektur im 20. Jahrhundert, Band 2, Salzburg und Wien 1983.

ATTESLANDER, Peter und Bernd HAMM (Hg.): Materialien zur Siedlungssoziologie, Köln 1974.

BEHNKEN, Imbke, Manuela du BOY-REYMOND, Jürgen ZINNECKER: Verhäuslichung von Kindheit im 20. Jahrhundert im interkulturellen Vergleich, in: Axel Schildt und Arnold Sywottek (Hg.): Massenwohnung und Eigenheim. Wohnungsbau und Wohnen in der Großstadt seit dem Ersten Weltkrieg, Frankfurt/New York 1988, S.41-62.

BOURDIEU, Pierre: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt am Main 1987.

ENGELHARD, Jutta-Beate: Nachbarschaft in der Großstadt. Neuere Initiativen, dargestellt am Beispiel der

Stadt Münster (=Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, Band 49), Münster 1986.

FIREY, Walter: Gefühl und Symbolik als ökologische Variable, in: Atteslander und Hamm 1974, S.140-153.

GREVERUS, Ina-Maria: Auf der Suche nach Heimat, München 1979.

HARLANDER, Tilman und Gerhard FEHL (Hg.): Hitlers Sozialer Wohnungsbau 1940-1945. Wohnungspolitik, Baugestaltung und Siedlungsplanung. Aufsätze und Rechtsgrundlagen zur Wohnungspolitik, Baugestaltung und Siedlungsplanung aus der Zeitschrift „Der Soziale Wohnungsbau in Deutschland“, Hamburg 1986.

KATSCHNIG-FASCH, Elisabeth: Wohnen als Forschungsfeld der Volkskunde. Gedanken und Aspekte, in: Helmut Eberhart, Volker Hänzel, Günther Jontes und Elisabeth Katschnig-Fasch (Hg.): Bauen - Wohnen - Gestalten. Festschrift für Oskar Moser zum 70. Geburtstag (=Schriftenreihe des Landschaftsmuseums Schloß Trautenfels am Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum, Band 2), Trautenfels 1984, S.241-246.

KATSCHNIG-FASCH, Elisabeth: Wohnen im städtischen Bereich. Bericht eines Projektes zu Wohnkultur und Wohnweisen der Gegenwart in drei Grazer Wohngebieten, in: Probleme der Gegenwartsvolkskunde. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1983 in Mattersburg, Wien 1985, S.321-345.

LACKNER, Helmut: Der soziale Wohnbau in der Steiermark 1938-1945 (=Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark, XXXIV. Band), Graz 1984.

LINDNER, Rolf: Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage, Frankfurt am Main 1990.

MAIER, Stefan: Schottenheim. „Die neue Stadt bei Regensburg“ als völkische Gemeinschaftssiedlung (= Regensburger Schriften zur Volkskunde, Band 8), Bamberg 1992.

PELTZ-DRECKMANN, Ute: Nationalsozialistischer Siedlungsbau. Versuch einer Analyse der die Siedlungspolitik bestimmenden Faktoren am Beispiel des Nationalsozialismus, München 1978.

RECKER, Marie-Luise: Staatliche Wohnungsbaupolitik im Zweiten Weltkrieg, in: Die alte Stadt. Zeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege, Jahrgang 5/1978, S.117-137.

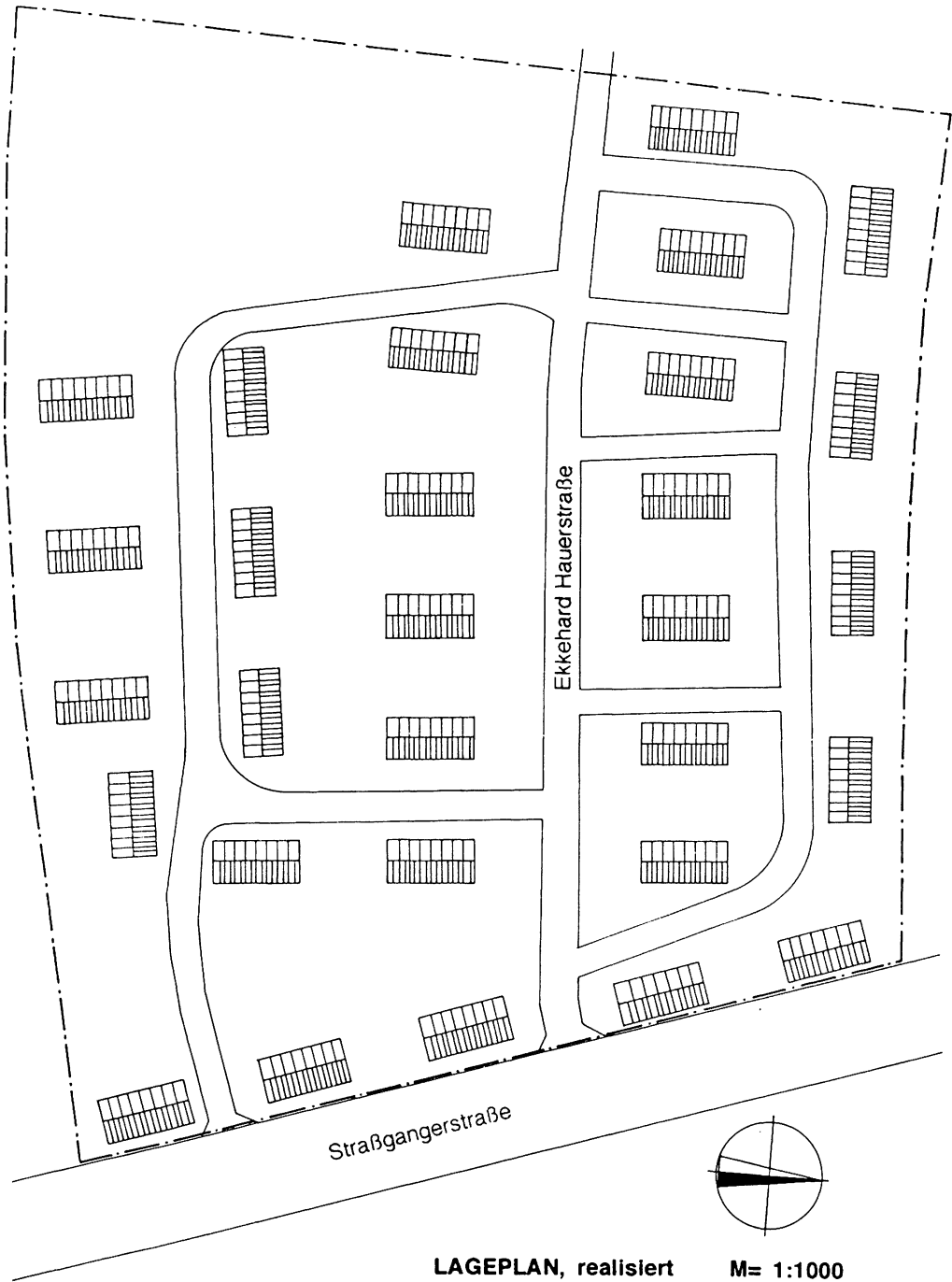
STRAUB, Karl Willy: Die Architektur im Dritten Reich, Stuttgart 1932.

TEUT, Anna: Architektur im Dritten Reich 1933-1945, Berlin - Frankfurt/M - Wien 1967.

THUM, Karl: Die Rolle der Lokalität, in: E. Bodzenta, I. Speiser, K. Thum: Soziale Bindungen an das Wohnviertel - Wien (=Internationales RAB-Projekt, Zwischenbericht), Wien 1979, S.7-70.

TREINEN, Heiner: Symbolische Ortsbezogenheit, in: Atteslander und Hamm 1974, S.234-259.

WALZ, Manfred: Wohnungsbau- und Industrieansiedlungspolitik in Deutschland 1933-39. Dargestellt am Aufbau des Industriekomplexes Wolfsburg - Braunschweig - Salzgitter, Frankfurt - New York 1979.



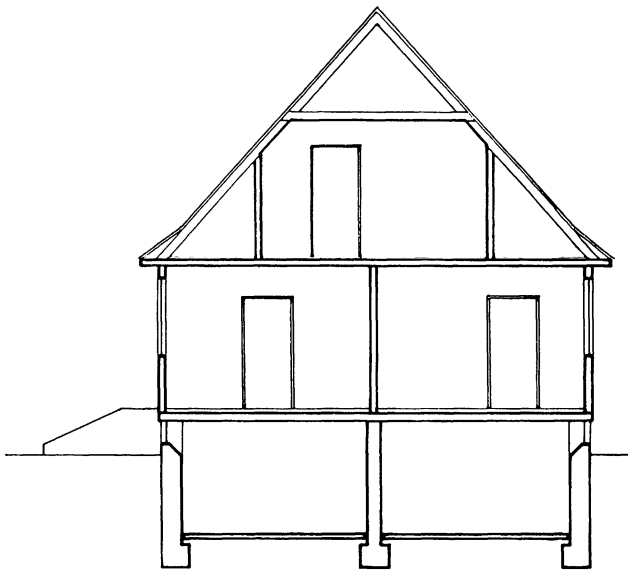
LAGEPLAN, realisiert

M= 1:1000



ANSICHT M= 1:100

Abb. 2



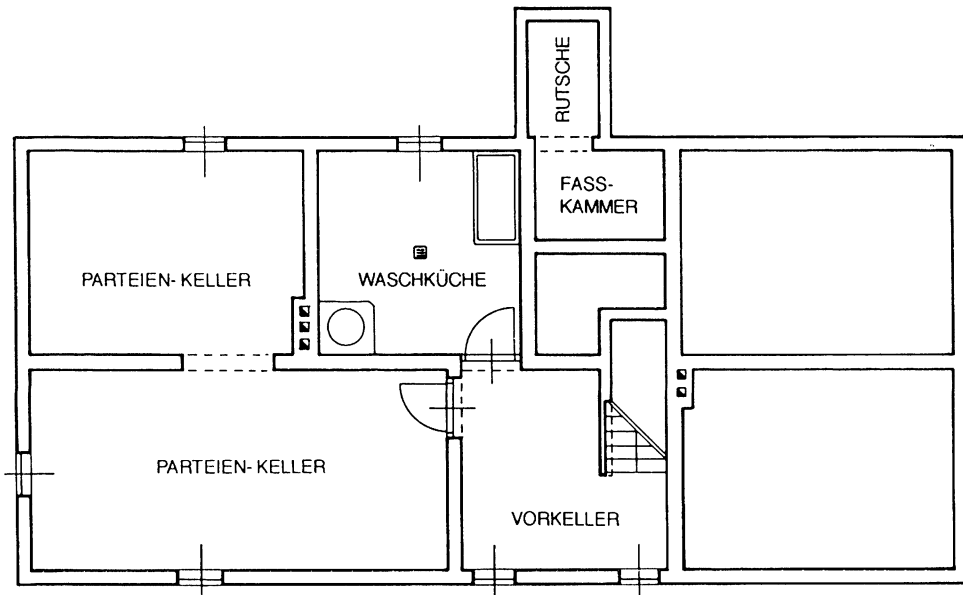
SCHNITT M= 1:100

Abb. 3 a



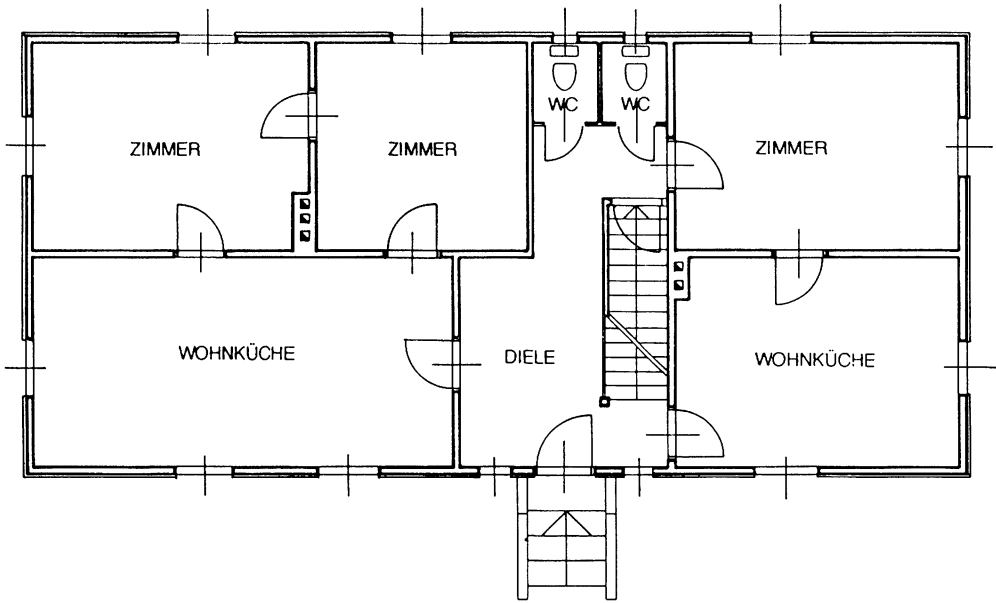
ANSICHT M= 1:100

Abb. 3 b



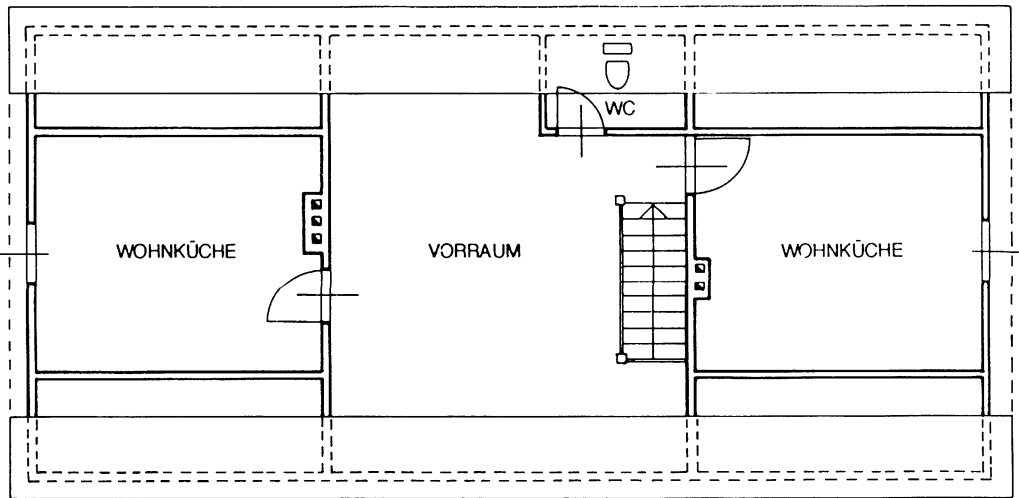
GRUNDRISZ KG M= 1:100

Abb. 4



GRUNDRISZ EG M= 1:100

Abb. 5



GRUNDRISZ 1.OG M= 1:100

Abb. 6